

hier sterben, die Einfachheit füllt ihm die Seele. Wasste, die nicht ins Haus gehören, sind hier selten. Einer kommt freilich öfter, Robinson kennt ihn genau und ist mit ihm befreundet. Er schreibt mir den Namen auf „Räuber“. Aber er nennt ihn nur so in seiner Einsamkeit. In Wirklichkeit ist es der Thronfolger Franz Ferdinand, der hier in die Wildnis kommt, Robinson in seinem Haus besucht und zuweilen mit ihm sein Tages Brot teilt. Sie verstehen sich, Robinsons Sprache ist dem Fischer bekannt, sie verstehen sich einander und beim Abschied verspricht der Erzberger das wiederzukommen.

Prächtige, frische Schwämme, die in breiten Nestern in der Nähe wachsen, geben ein herrliches Mahl, Robinson weiß es trefflich zuzubereiten.

Nachmittags, nach erquickendem Schlaf, geht es wieder tiefer in die Au, Fische und Neße streifen mir zur Seite vorüber, Wieviel schießen behend über die Gräser, das Gestrüpp wird oft so dicht, daß ich strauchle, und dann komme ich wieder an die Hauptader des lebenden Stromes, der im stundenlang Sonnenlicht dahinjagt.

Ein Naden zeigt sich in der Strömung, ein Mann steht aufrecht darin, er steuert mit fungebiger Hand nach dem Ufer, aber keine Welle sind dem Wasser zugewandt. Es ist gar nicht so leicht für ihn, den Kahn über die in Wasser verjüngten Weiden zu lenken, er muß sich vor verunsicherten Pfosten hüten und vor neubemendem Aufschwung. Aber der Mann verliert sein Geschick. Da er näher kommt, sehe ich sein weiterbrennendes Gesicht, seine vom Wasser geträufelten Arme. Ein ganz unheimlicher Geselle, der, ohne Neß und Angel zu haben, nur ins Wasser starrt und mich nicht beachtet, obwohl er mich längst gesehen haben muß.

Das Bild eines berühmten Strandpiscators, der am Ufer nach Neute späht, taucht vor mir auf, da ich den Mann sehe. Er ist leicht ins Gespräch zu gehen und entpült mir sein dunkleres Gewerbe, das ihn an den Strom festsetzt. Seit langem Jahren haust er am jenseitigen Ufer und lügt in das mächtige Wasser, hält seine Fische bereit und sucht nach schwärzigen Fischen, die aus dem Fluß steigen. Tag und Nacht hält er Wacht und sucht und späht und starrt und lauert. Die Macht des Stromes bringt ihm fastbares Gut: Leichen. Die sieht er, wenn sie abwärts jagen auf der weiten Neße, er hat ein scharfes Auge für diese Frucht, die Neute entgeht ihm nicht, wenn er sie einmal erpöht hat. Er weiß die Zahl nicht mehr anzugeben, die er im Laufe eines Jahres jähzähns bezogen hat. Viebestranke, Weltmüde und Verlorene kamen an den Strand der geheimnisvollen Insel, wie Treibholz im Strom scheint es dem Unkundigen, der Frömmern aber mocht sich mit schweren Hasen an die Verfolgung, er klettert sich zah an die Neute an, dann holt er sie ins Boot und dann sieht Charon sein. Er hat dem Strom kein Opfer abgejagt. — Das ist das Geschäft dieses Mannes. Ein Geschäft wie jedes andere, man zahlt ihm Vergeld, den Toten verdankt er sein Leben.

Er weiß scharfe Dinge zu erzählen, er schildert aufgedollene Wasserleichen, er spricht von schönen Frauen und von stolzen Männern, die er mit seinem Hasen aus Land zog. Es mißt sich auch ein schrecklicher Humor in seine Erzählung so manches grotesken Abenteuer und die Erinnerung an den Zobtengräber im „Hamlet“ wird lebendig in mir. — Nach einer halben Stunde verläßt mich der Mann, er giebt mich wieder auf seinen Bollen. Er hat davon gehört, daß einer in den Wellen den letzten Frieden gelüftet hat. Da heißt es aufpassen. Das ist eine tolle Raft, die der Strom diesmal auf seinem Rücken trägt, nichts darf verabsäumt werden, keine Sekunde darf er den Blick vom Fluß lassen, sonst geschieht's, daß andere Beweisen, die sich nächst seinem Rapon angefindet haben, die Neute tapern. Ich sehe ihn, wie er im Kahn hoch auftragend die Wellen durchsucht, bis er im Funken der Wogen verwindet.

An Pracht alles Gesehene überbietend, giebt der Abend herauf, alle die hundert Wasser, die mich umgeben, sind in flüssige Goldsäulen gewandelt. Sie tauchen die dunklen Uferböden in glänzendes Grün, sie zaubern die Weiden zu glühenden Fledern und selbst dem Himmel leihen sie Reflexe ihrer glühenden Farben.

Ueber dem breiten Strom liegt noch der helle Tag, die Insel aber taucht schon in nächtliche Schatten, grau hebt sich aus dem Ugrund, die Feder und Sämpse verschwinden, lärmender wird das Liebesgetümmel des Getiers und vom Land her zieht wieder überflar der süßliche Geruch von Wasser, Baum und Verwesung.

Ueber hohen Bergen, die in letzten Fernen aufstehen, sinkt die Sonne. Noch einmal flammen die Freudenfeuer auf, dann erlöschen die Fackeln und tiefklar zieht die Nacht ein. Schwarz werden die Konturen der Bäume und die Kländer des Wassers. Ich rüfte zur Weite.

Noch einmal sehe ich nach der Hütte Robinsons. Er giebt Blumen, sieht nach den Bohnen und hat sein Lager vor der Hütte angeplaciert. In wenigen Minuten schlüft er wohl, eingeschüllt in die Dünste der Au, die ihm nichts anhaben können.

Ich passiere die Grenzen der geheimnisvollen Insel; sie sind scharf bewacht und ihre Pforten lassen keinen Unberufenen ein. Dann wandte ich den Strom entlang durch die unvergleichliche Sternennacht.

Dreistündige Wanderung bringt mich nach Wien zurück. Die geheimnisvolle Insel liegt im XXI. Gemeindebezirk unserer Stadt und heißt Z o b a u.

Die Dichtung seit 1900.

Eine Kritik der literarischen Produktion im neuen Jahrhundert.

Es ist in den Künsten eine beständige Aenderung im Lauf der Strömungen, ein rascher Verbrauch der „Mittlungen“, die gestern als das allseitige kommende Heil verständig wurden und heute schon wieder „überwunden“ sind. Wir betrachten diese Unrast auch als einen Beweis unserer neuzeitlichen Zeit, die kein Verweilen und behagliches Auskosten kennt, die stets Reizungen erlehnt, die stärker wirken, weil sie eben neu sind — im Leben wie in der Kunst — und wir vergessen über diesen Drängen und Kämpfen, daß es immer und allezeit so gewesen. Es wird sich im wesentlichen doch nur um den Sieg der Jugend über das altertümlich Gemordene handeln, das beiseite geschoben wird. Weil es seine Sendung erfüllt hat. Weil es sich den Wünschen und treibenden Gedanken der Gegenwart nicht anpassen kann oder will. Dieser Prozeß vollzieht sich schwerlich auf einem abgegrenzten Gebiete so schnell, so förmlich, wie auf dem des Schrifttums. Der Dichter hat eben die größte Ge-
wende.

Wir haben uns, um eine Bilanz zu gewinnen der literarischen Produktion der Zeitzeit — wobei die Betrachtung auf die im neuen Jahrhundert in die Öffentlichkeit getretenen Erscheinungen beschränkt wurde — an einige führende Geister der Literatur mit der Bitte gewendet, uns (mit einer kurzen Begründung) diejenigen Dichtungen zu bezeichnen, die sie als die hervorragendsten ansehen, als jene, denen nach ihrer Meinung Wert und Geltung von Dauer zugesprochen ist.

Das Ergebnis unserer Anfragen ist in mehrfacher Hinsicht ein hochinteressantes.

Erstens zeigt es sich, daß, nach der Meinung dieser Personen, die vom großen Publikum gekrönt, die Autoren der verbreitetsten Werke, entweder gar nicht oder höchst nebenbei erwähnt werden. Darnach müssen wohl dichterischer Wert und Buchhändler- sowie Bühnenerfolg oft genug zu einander im umgekehrten Verhältnis stehen.

Weiters muß es auffallen, daß viele der befragten Persönlichkeiten der literarischen Produktion unserer Tage mit schäpung gegenüberstellen, daß sie unvorhersehbar erklären, kein Urteil abgeben zu können, da es sich nach allen Erfahrungen gar nicht lohne, das Material kennen zu lernen. Die „Unsterblichkeit“ so vieler lebenden Mobergen wird von ihnen lächelnd abgelesen. Wir geben im nachstehenden die charakteristischsten der uns zugekommenen Antworten:

Peter Altenberg.

Meine unerschütterliche Ueberzeugung, ja meine sonatliche Religion ist es, daß der Dichter vor allem beigetragen hat, aus dem „menschlichen Organismus“ ein G o t t a h n l i c h e s Wesen zu gestalten. Kunst als „Spiel“ ist für mich ein Lustspiel, ein Wiedererlebnis! Die Zeiten sind schwer und ernst, und der Idealismus Gottes wartet vergeblich auf Erfüllungen im realen Leben der Menschen! Der Dichter darf aber eben beizutragen, mit seiner empfänglichen, hysterisch-impressionellen überartigen Seele, daß es besser werde, in jeglicher Beziehung! Deshalb nenne ich die Werke, die nicht verloren gehen werden, weil sie Einblicke und Tiefblicke gewähren in die „Seele der Welt“ selbst: Die Dramen von Hauptmann und Ibsen, die Romane von Hamann und Strindberg, die jarten Werke von Maeterlinck. Das „Leben der Seele“, dieses einzige „menschliche Materium“ ist zu erschöpfen und aufzudecken; und der rührende Ausdruck des Antlitzes einer Dame, wenn die Landschaft oberflächlich einschmachtet und nur Wärme aus dem Dunkel dunkel ragen, ist wichtiger als der verklärte schmückende Bild, den sie einem „Gebet“ feig-schuldigt spendet! Werke denen, die keine „Seele“ haben und ihre Kräftephänomene uns zu bieten sich unterfangen als Heilslehre! Wehe, wenn die „Enteerten“, die starren, harten, eisen, gelben „Erelenkionen“ aufstehen und ein Reich verbinden, das Satans ist! Wehe den nicht Überabgewachsenen! Der sich krümmende trübsende Wurm ist ein ewiges Symbol! Nur wer gerade geht, kann gerade denken!

Adolph Arronge.

Noch immer nicht ganz genesen von der schweren Krankheit, die mich im November vorigen Jahres in Ihrem schönen Wien überfallen hat, erhalte ich jedoch Ihre Anfrage. Ich bitte um Entschuldigun, wenn teils mein noch nicht ganz normaler Gesundheitsstand, teils mein Geiz als alternder Schriftsteller mich hindert, Ihnen so zu antworten, wie es Ihnen wohl erwünscht wäre.

Erläns gehöre ich nicht zu den Leuten, die überall dabei sein müssen — ich habe sogar bei dem Lautenburger-Souper gefehlt —, und zweitens will ich meine Antwort auf Ihre Rundfrage, nämlich, daß ich Goethe und seine Werke für sehr hervorragende halte, nicht bei dieser Gelegenheit zum besten geben, weil ich mir diese geistreiche Bemerkung lieber als effektvollen Abschluß in einem neuen Stück aufsparen möchte.

Hermann Bahr.

Von den seit 1900 erschienenen Büchern sind mir die liebsten: Niehiges Briefe, Wagner's Briefe an die Lebendend, Mads „Erkenntnis und Jrtium“.

Alfred Capus.

Da es sich um eine Epoche handelt, die so nervös und beweglich ist wie die unferige, setz man sich den sonderbarsten Zerfämen aus. Der Schriftsteller, den wir heute am meisten bewundern, kann morgen veraltet und fern von uns erschienen. Wer kann unter den Werken, die uns gefallen, jene wählen, die nach z e h n J a h r e n noch unserer Denkart und unferen Leidenschaften entsprechen werden? Der literarische Ruhm baut sich, wie der Erfolg und das Glück, aus einer Reihe von Zufällen auf . . .

Rudolf v. Gottschall.

Da ich die neueste Auflage meiner Deutschen Nationalliteratur mit dem Jahre 1900 definitiv abgeschlossen habe, so habe ich mich seitdem mit der neuesten Literatur nur gelegentlich beschäftigt und viele der gerühmten und vielgelesenen Werke sind unbekannt geblieben. Unter denen aber, von denen ich Kenntnis habe, befindet sich F e i n e s, dem ich die verlangte auszeichnende Note geben könnte.

Curica Baronin Handel-Mazzetti.

Ihre Frage zu beantworten bin ich nicht kompetent. Hierzu kenne ich die Literatur der letzten zehn Jahre zu wenig. Wenns viel ist, lese ich vier bis fünf Bücher im Jahr, neue nämlich. Das sind dann freilich solche, die ich Wochen und Wochen auf meinem Schreibtisch habe und von denen ich mich gar nicht trennen kann. Zwei solcher Bücher liegen gerade vor mir; so will ich sie Ihnen nennen. Das eine ist ein spanischer Gesellschaftsroman, „D a p p e l i e n“, vom Jesuiten P. Louis C o l o m a. (Die Uebersetzung von Ernst Weg, Wien, Verlin.) Das Buch liegt etwas hinter Ihrer Datumsangabe zurück. Es ist 1898 erschienen. Ich habe die neueste (schonste) Auflage vor mir. Mich entzückt an diesem Buch die gewaltige Darstellungskraft, die tiefe innere Wahrheit und vor allem der souveräne

Humor. Coloma, ein spanischer Juvenal, führt uns grauenvolle Bilder vor, fast nichts als niederknietige; verkommene Menschen, die Schädlinge der spanischen Gesellschaft aber sein glorreicher Humor macht uns alle Gäßlichkeiten erträglich, gleichwie ein Sonnenstrahl, den Plasquez auf eine garstige Frage fallen ließ, dieselbe fast zu einer Schönheit machte. Coloma ist ein Später des französischen Naturalismus, aber er ist Naturalist nur in zweiter Linie, in erster ist er Dichter. Wenn er uns einen Fächer, eine altspanische Bijouterie — den Pantoffel der Kadine Sarahi und den andalusischen Mantel Sababells genaueleins beschrieben hat, bricht er plötzlich ab und läßt uns einen Menschen, eine Szene in fast überlebensgroßen Antik schauen — der Caupre ist fort, der gewaltige Dichter, der vorm, nicht redet, steht da. Das furchtbare Nachstück, Sababells Ermordung — nicht mehr als zwanzig Sätze in gewaltiger Steigerung. Diese Knappheit findet sich auch in der Charakterzeichnung und macht einen besonderen Vorzug derselben aus. Selten ist eine historische Persönlichkeit, die noch in die Gegenwart hineinragt, mit größerer Prägnanz in ihren Hauptzügen festgehalten worden, als hier in Colomas Buch der lebenswürdige König Alfons XII.

Das zweite Buch auf meinem Schreibtische ist das neueste von Marie v. Ebner-Eschenbach, „M e i n e K i n d e r j a h r e“ (Berlin, Paetel, 1906). Scheinbar das gerade Gegenteil des Coloma-Buches; dort eine bodenlos verkommene Welt, hier das Jauberland der unglückigen Kinder. Und doch sind beide fesselnd: der spanische Jesuit und die Wiener Aristokratin. Beide sind sie Menschen voll Güte — sie lieben die Menschheit, auch die gefallenen, und hoffen sich noch das Beste von ihnen. Coloma läßt auf der letzten Seite seines Buches die reine Coltra, Sababells Witwe, der Sünderin Curria ihre von Weichwasser seudte Hand darfstrecken; und im Buch der Ebner sehen wir, wie eine stöbliche Kindesseele allem, was mit ihr in Berührung kommt, von ihrem Blunge mittelst. Die Welt ist nicht verloren, sie ist zu retten durch Liebe.

Ich lese eben in M. E. Hamanns Deutscher Literaturgeschichte, die Eyder jetzt neu aufgelegt, ein Wort der Ebner: „Jeder Dichter und alle christlichen Dilettanten schreiben mit ihrem Herzblut, aber wie diese Pflichten bestrafen ist, darauf kommt es an.“ Das Blut, mit dem die Meisterin ihr neuestes Werk schrieb, ist so rein und warm, so gesund und so jung — so jung! Und es ist — trotz Böslawitz — echtes Wienerblut, echtes, aber auch edelstes.

Dr. Paul Heise.

(Worbene-Ribiera.) Ich habe die schöne Literatur der letzten Jahre zu wenig verfolgt, um auf die von Ihnen gestellte Frage eine Antwort geben zu können, die irgend einen Wert hätte, kann daher Ihren Wunsch nicht erfüllen.

Dr. Alfred Kerr.

(Berlin.) Ich untereide nach Gebieten. — Das tiefste ä s t h e t i s c h e Meisterwerk des neuen Jahrhunderts ist Eudermanns Proschüre über die Verrohung der Kritik. Zweitens: Der L y r i k e r des neuen Jahrhunderts (aber im Ernst) ist der Verfasser des Buches „Davidshändler! Das neue Drama.“ Drittens: Der hervorragendste M ä r c h e n d i c h t e r des neuen Jahrhunderts ist Herr Maximilian Harden. Viertens: Die stärkste w i s s e n s c h a f t l i c h e Leistung des neuen Jahrhunderts (einen Beitrag zur Zoologie) ist das deutsche Volk bei den letzten Wahlen.

Dr. Paul Lindau.

(Charlottenburg.) So gern ich Ihnen gefällig wäre, — es ist mir beim besten Willen nicht möglich, Ihnen auf die umfängliche Frage eine Antwort zu geben, aus dem einfachsten Grunde: ich weiß nicht, was ich Ihnen sagen soll. Es ist mir sogar unklar, ob ich die hervorragendste Dichtung im neuen Jahrhundert überhaupt gelesen habe.

Professor Dr. Jakob Minor.

So ansehbar Ihre Fragestellung auch ist, und so selten man eine solche Frage mit gutem Gewissen und mit Verständnis wird beantwortet können, so trifft sich's doch in diesem Fall, daß ich Ihnen eine Antwort geben kann. Für die bedeutendste Dichtung, die seit 1900 erschienen ist, halte ich Widmanns „D e r H e i l i g e u n d d i e F e r r e“.

Wagnatenhausmittelglied Eugen v. Kosoji.

(Budapest.) Es hat mich ein klein wenig unangenehm berührt, daß ich mit dieser Frage beehrt wurde, weil ich auf dieselbe nichts zu antworten vernag.

Prof. Dr. Jakob Minor.

Ich kann es nicht, weil ich 1. glaube, daß ich nicht alles gelesen habe, was in jüngster Zeit erschienen ist; 2. wie ich glaube, daß ich just das Beste nicht gelesen habe, weil mich sonst bei meinen Betrachtungen über das Niveau unferer literarischen Schöpfungen eine gewisse Betrübnis befehlen müßte, und 3. weil auch ich in Arkaden geboren und der Autor einiger Werke bin, von denen ich, solange sie noch in meinem Geiste und noch nicht auf dem Papiere waren, dachte oder doch träumte, daß sie die Elemente einer gewissen Unsterblichkeit in sich tragen, und 4. weil ich in gewissen Zeiträumen, von der Ahrice der modernen Schriftsteller ermüdet, das Bedürfnis nach einem — Bade fühle und auch ein solches nehme. Dann lade ich einmal in Weichylos, einmal in Homer, einmal in Shakespeare, einmal in Moliere, einmal in Cervantes, einmal in Goethe, im „Nebelglocke“, einmal in „Tausend und eine Nacht“, einmal in Pörsönmarty's „Zwei Nachbarburgen“ (Két poraszdvár), einmal in Grotton, Petöfi und in der „Brinivide“. Zugaben will ich, daß bei letzteren der Umstand ins Gewicht fällt, daß sie langam sind. Aber jedesmal fähle ich mich gereinigt, gestärkt und fähig, eine Zeit lang wieder neuer Autoren zu lesen.

Sie werden wohl sagen, daß dies keine Antwort sei. Ich hätte ja einfach z h e n nennen können, der die Eigenschaften der Großen besitzt, ohne (als Schriftsteller) selbst groß zu sein. Ich hätte auch die scharigen russischen Romanciers nennen können, jene Vererber der Menschheit, von denen ich

